

An der Tiroler Südfrent

Von Dr. Paul Niehaus

IV.

Das Kampffeld

Rechts und links der Sperre erheben sich himmelanstiegende Wände und lange Serpentinenschlangen sich empor. Ein Sommermorgen ist angebrochen. Im Silberschein der ersten Strahlen ist alles mit zauberhafter Schönheit übergossen. Die niedrigen Tannen funkeln von Tau und Sonne. Rein blau ist der Aether, kein Wölkchen am Horizont.

Ich stehe auf der Höhe eines Stützpunktes, vor mir liegt ein lauschiges, saftig grünes Alpenthal noch halb im Schlummer, von einem Silberband durchwoben. Ein Sturzbach eilt hinab zum See, der wie ein blaues Auge leuchtet. An seinen Ufern stehen niedliche weiße Häuschen, dahinter Wälder, die noch vom Dunst des Morgens überschleiert sind. Ein Bild des Friedens, wie es kein Künstler schöner malen könnte.

In all die Pracht hinein hallt wie Teufelslachen die eherne Sprache des Krieges. Von Alpenrosen umkränzt, sieht an den grauen Fels gelehnt, der Beobachteroffizier, den Zeissfeldstecher am Auge, das Telephon am Ohr.

Wie die brüllende Stimme eines schweren Ungewitters grollen die Geschütze unter ihm. Längst hat er sich daran gewöhnt und kaltblütig meldet er: „Dreißig Schritte zuviel rechts.“ Scharf schaut er auf einen bräunlichen Strich, der sich über die flache Kuppe des Monte... hinzieht. Es ist der Schützengraben des Gegners. In einer Felspalte gut geschützt sieht man deutlich einen Posten stehen, ein Italiener. Diesen einen sieht man, hundert andere liegen verborgen.

Wieder kracht ein Schuß und über dem braunen Strich sieht man einen kleinen Rauchring wirbeln, ein rotweißes Wölkchen, das, wo es entsteht, hartes Eisen und Blei niederprasseln läßt.

„Der Schuß sieht“, meldet der Beobachter, und nun fällt Schuß auf Schuß, Schrapnell, dann Granaten. Die Erde spritzt auf und der Grabenrand wird wie geackert, die Rauchwolken vergehen im Morgenwind. Immer an derselben Stelle fallen die Granaten ein. Plötzlich bricht ein großer Unterstand mit einem Grabenstück zusammen. Man hört sie schreien, die verschütteten Italiener, die unter den Trümmern halb begraben liegen, man sieht sie springen und im nächsten Grabenstück verschwinden, die noch laufen können, und schon prasselt eine zweite Salve auf die Trümmerstätte nieder. Der Krieg kennt kein Erbarmen.

Siebenhundert Meter näher erkennt man eine zweite Grabenreihe, sieht von hinten gut hinein. Das sind die Kampfstellungen, die Höhlenwohnungen, die Unterstände der Tiroler. Da wird geschätzt und gegraben, während die Wachen an den Lücken und Schießscharten stehen. Ein emsiges Kleinleben. Die Mantwurfsarbeit des modernen Kampfes.

Und zwischen diesen beiden Gräben, zwischen Freund und Feind, da glitzert in der Morgensonne das Webewerk des Krieges: die Eisenpfähle und der Stacheldraht, die spanischen Reiter und die Drahtminen in zwölf langen Reihen. Und dazwischen liegt etwas Trauriges. Gefallene. Einst waren es Menschen wie wir, jetzt ist's ein aschgrauer unbeweglicher Haufen. Leichen, die nicht geborgen werden können, teils hängen sie im Drahtgewirr, teils liegen sie ausgestreckt am Boden.

Und noch näher in einer Falte des Gebirges sieht man auf kurzen Serpentinien eine lange Karawane. Es sind Verwundetenträger, die ihre Kameraden zum Verbandplatz bringen. Gesund und stark waren sie ausgezogen, nun sind sie Krüppel. Ihre Pflicht haben sie getan, ihr Leid tragen sie ohne Murren. Eine schwere Schule für diese blutjungen Tirolerbuben, die an der Seite ihrer Väter für Glück und Leben ihrer Heimat kämpfen. Und doch, hier oben, wo jede Stunde ihnen Wunden schlagen kann, wo sie dem Tod geweiht, herrscht keine Verzweiflung, keine nervöse Hast. Mit gläubiger Zuversicht und unerschütterlicher Festigkeit stehen diese jungen Helden inmitten des größten Blutvergießens der Weltgeschichte mit selbstverständlicher Ruhe auf ihrem verantwortungsvollen Posten und wanken nicht, bis sie als Opfer des Krieges für immer still zu Tal getragen werden.